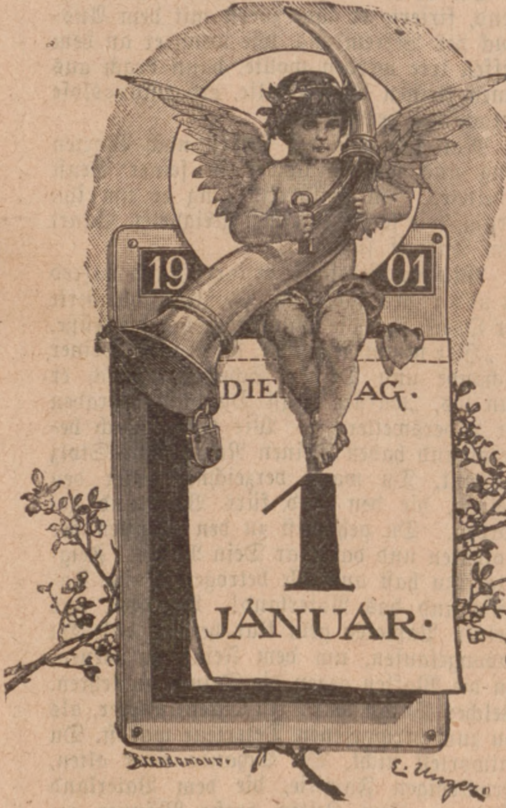


Beilage zum „Danziger Courier“.



Nach Jahren.

Roman von Martin Bräuer. [13]

(Schluß.)

Das Gesicht Kaulmanns klärte sich auf. Also Geld hat sie noch nicht von ihm bekommen, das versöhnte ihn wieder.

„Ich dachte, er habe schon Goldstücke geschickt,“ brachte er hervor und musterte wieder ihre blendende Toilette, „aber wenn ich mir's recht bedenke, kann's ja gar nicht sein.“

„Es war doch vereinbart, daß Sie mir das Geld bringen sollten?“

„Ausgemacht,“ versetzte dieser und zuckte die Schulter, „es kam ganz anders, als wir dachten. Ich habe ihn noch nicht einmal sprechen können. Die reichen Damen geben ihn nicht frei, man kann nicht heimlich zu ihm kommen. Der sitzt nun im Reichtum und im Glück, und gut wäre es nicht für ihn, wenn er mich vergessen sollte. Ohne mich würde er ewig ein armer Teufel geblieben sein.“

In den dunkeln Augen der Normand flammte es auf; sie sah sich am Ziele.

Seit der Stunde, in der sie zum erstenmal die Augen der Männer durch ihre persönlichen auffallenden Vorzüge auf sich gelockt, träumte sie von Glanz und Reichtum, und erst jetzt, nachdem sie fast verblüht, sah sie ihre Träume in Erfüllung gehen. Sie seufzte, weil ihr das zu spät erschien, viel zu spät.

„Was wollen Sie mit diesen Drohungen sagen, Kaulmann, womit haben wir Ihr Mißtrauen verdient?“ entgegnete sie ihm, dachte aber an ganz andre Dinge und nahm eine theatralische Haltung an. „Haus und Hof wird Ihnen ersetzt, und ich rate Ihnen, in Deutschland zu bleiben, nach Altersweiler zu gehen, um dort alles aufzubieten, damit das alte Anwesen wieder in Ihren Besitz kommt; — das ist wichtig aus einem sehr triftigen Grunde.“

Sie sah ihn bedeutungsvoll an und er verstand sie.

„Dort können sie suchen,“ flüsterte er, „das weiß ich, daß sie nichts finden und wenn sie hundert Jahre suchen. In Altersweiler möchte ich aber nicht bleiben und so lange denke ich nicht daran, mich dort wieder ansässig zu machen, bis die Soldaten der großen Nation über die Grenze brechen und Revanche nehmen für 70! — Dann komme auch ich wieder und dann sollen sie etwas erleben im Dorf!“

Sein Gesicht glänzte dunkel auf, jäh sprang er, in Rage geraten empor und dabei knisterten die Banknoten in seiner Tasche.

„Dann komme ich wieder,“ bestätigte er sich selber, „jetzt aber gehe ich nach Frankreich zurück. Ich bleibe nicht in dem vornehmen Hause, wo Soldaten aus und eingehen. Seit 70 kann ich keinen deutschen Soldaten mehr sehen, mir geht das über die Galle. Wenn der junge Herr gescheit ist, dann macht er es gerade so. Wer will was dagegen thun, wenn der junge Sierland mit seiner Tante in Paris lebt? — Sein Hab und Gut muß ihm ja werden, und wenn er Geld hat, viel Geld, dann kann er seinen Vogel pfeifen lassen im goldenen Frankreich.“

Wie geblendet stand die Normand vor dieser Idee des Kaulmann, dann griff sie mit wahrer Hast danach. Ja, in Paris, könnte ihr Sohn herrlich und in Freuden leben, mit dem Gelde der Sierlands.

„Wann wollen Sie nach Frankreich zurück gehen?“ fragte sie ihn, und war bemüht, ihm nicht zu verraten, daß sie sich mit seiner Idee beschäftigte, auf die sie offenbar niemals verfallen wäre.

„Noch heute, hier giebt es mir zu viel Soldaten und Polizei. Vielleicht gehe ich nach Altersweiler zu meinen Freunden auf einen Tag und von dort ist es ja nur noch ein Sprung bis hinüber nach Frankreich.“

Ganz von dem Wunsche beherrscht, ihn so rasch wie möglich los zu werden, griff sie in die Tasche ihrer Robe, brachte zuerst ein neues Battisttuch hervor und dann ein Zwanzigmarkstück.

„Ich habe das Geld mir geliehen, Kaulmann, denn wie kann ich ohne Mittel sein, nehmen Sie es und reisen Sie. Ich will Sie nicht zurück halten, wir können uns ja schreiben. Im Hause habe ich Kredit, wenigstens jetzt noch —.“

Sie wollte noch etwas hinzufügen, hielt aber inne und reichte dem Helfershelfer das Goldstück hin. Dieser nahm es und hielt es in der gekrümmten Hand fest.

„Es ist das letzte Geld, was ich habe, Sie sehen also, Kaulmann, ich gebe das

Letzte für Sie hin. Um so mehr schmerzt es mich, daß Sie mißtrauisch sind."

„Ich bin's nicht, denn ich weiß, was ich zu thun habe, wenn man mich hintergehen will. Schlechte Tage habe ich genug gesehen, endlich will ich es einmal gut haben in der Welt. Und dann," fuhr er fort und blinzelte ihr mit den Augen zu, „wenden Sie sich nur an die Freifrau, wenn Sie Geld gebrauchen, sie muß herausgeben, denn Hab und Gut, der ganze Reichtum gehört ja dem Sohn."

Er lachte sie schlau an, dann wandte er sich mit einer linkischen Bewegung nach der Thüre, zog das Lackschild seiner Mütze tiefer in die Stirne und schlich sich fort. — — —

Gleich nach dem Frühstück, als Hertha für kurze Zeit den geliebten Bruder verließ, hatte Alfred unter dem Beistand des Dieners Franz das Bett verlassen.

Sein verstauchter Fuß war mit einem ungeheueren Filzschuh bekleidet, den der Diener für den jungen Herrn irgendwo aufgetrieben, in der Hand trug er einen tüchtigen Spazierstock, der ihm beim Gehen unterstützte.

Glühende Eifersucht quälte ihn und zehrte an seinem Lebensmark, sobald er nur an Leuthold dachte, und dann nahm er seinen Revolver hervor, von dem er sich nicht mehr trennte, untersuchte ihn und rang dabei mit finsteren Entschlüssen.

Unter diesen Folterqualen zogen die Stunden dieses Tages langsam dahin. Erschöpft, an Leib und Seele wie zu Tode gehetzt, warf er sich bei anbrechendem Abend aufs Bett und war entschlossen, sich nicht mehr zu erheben, bis der neue Tag kam.

Aber auch auf dem Bette sollte er keine Ruhe finden. Er hört jetzt die liebliche Stimme Herthas und klar dringen zärtliche Worte Leutholds an sein Ohr. Alles in ihm steht bei dem Klang seiner Stimme in Flammen und jäh richtet er sich auf.

Die Thüre öffnet sich und Leuthold erscheint mit Hertha, diese zärtlich am Arme führend, auf der Schwelle. Die Ahnung, daß sich die beiden gefunden, schnürt ihm das Herz wie mit einem glühenden Reif zusammen. Er gleitet vom Bette herunter und starrt das glückliche Paar an und kann nicht atmen.

Hinter dem Paare folgt die Freifrau. Ein sonniges Lächeln des Glücks verklärt ihr Angesicht, aber dieses Lächeln verschwindet, eine fahle Blässe bedeckt wieder das Gesicht, als sie den Sohn erblickt. Einen Augenblick scheint es, daß sie umkehren und davoneilen möchte, dann aber faßt sie sich und tritt ins Zimmer herein.

Das Verhalten Alfreds ist jetzt so fremdartig, so rätselhaft und beunruhigend, daß selbst Hertha und Leuthold sich dem Bruder nicht zu nähern wagen. Sie sehen ratlos einander an und in den Augen des Offiziers liegt es wie Trauer um den lieben Kameraden, denn in ihm erblickt er ein Opfer des großen Krieges.

Sich selbst bezwingend geht die Freifrau auf ihren Sohn hinzu, es ist ihr aber nicht möglich, ihm die Hand zu reichen.

„Mein Sohn," begann sie, „ich habe Hertha mit dem Premierleutnant von Leuthold verlobt. Du wußtest ja, daß Dein Kamerad Deine Schwester liebt und dieses Bündnis wird auch Dir eine Herzensfreude sein?"

„Ja, ich freue mich," sagte er dumpf und dachte an die Abreise, an die Flucht.

Der Klang seiner Stimme berührte die Freifrau wie ein Fieberschauer, aber sie hielt sich tapfer, Herrn von Leuthold gegenüber wollte sie keine Schwäche zeigen.

„Du wirst morgen mit Hertha nach Deiner Garnison reisen und nach Eurer Rückkehr wollen wir die Verlobung feiern. Ist Dir das recht, mein Sohn?"

Er nickte und griff sich mit der Hand an die Stirne.

„Mein Gott, Du bist unwohl, Alfred," sagte Hertha erschreckt, machte sich von Leuthold frei und eilte auf ihn zu, „man sieht Dir an, wie leidend Du bist!"

Sie legte zärtlich ihre Hand auf seine Schulter und blickte ihm besorgt ins Angesicht.

„Ich habe etwas Kopfschmerzen, aber das geht schon wieder vorüber. Ich müßte ein wenig schlafen und dann ist es wieder gut."

Er starrte vor sich nieder und stand nun da, wie wenn er dem Trübsinn verfallen wollte.

Von tiefem Mitgefühl ergriffen, nahm ihn die Freifrau an der Hand und führte ihn auf sein Lager hinzu.

„Lege Dich nieder, mein Sohn, Du bedarfst der Ruhe, damit Du morgen wohl und munter bist."

Einsehend, daß jedes Wort, welches hier noch gesprochen würde, seinem Zustande schädlich sein müßte, verließ die Freifrau mit den Liebenden das Gemach.

„Morgen, morgen," murmelte Alfred in sich hinein, als er wieder mit sich allein war und nun wandelte er wie ein Mensch, der keine Rast und keine Ruhe finden kann, im Zimmer auf und nieder.

Die Nacht brach herein. Franz brachte das Abendbrot und erkundigte sich im Namen der Herrschaft nach seinem Befinden.

Als Franz wieder gegangen, warf er sich aufs Bett, ohne etwas zu genießen und schloß die Augen. Ja, er wollte schlafen, die ganze Nacht, bis — morgen, morgen! —

Auf einmal schreckte er auf und jetzt erst überzeugte er sich, daß er doch fester geschlafen hatte. Franz stand vor seinem Bett.

„Ich bin es, gnädiger Herr, bleiben Sie ganz ruhig, ich wollte mich nur überzeugen, ob Sie schlafen."

„Ich schlafe noch nicht."

„Es ist noch am späten Abend Besuch gekommen," erzählte Franz, „der Herr Oberst von Heid ist da. Er war bei der Beerdigung des Freiherrn zugegen und ich habe ihn gleich wieder erkannt, als er aus dem Wagen stieg. Der gnädige Herr kennt ja den Herrn Oberst, es ist ja der Onkel."

Alfred wurde aufmerksam und richtete sich auf.

„Der Herr Oberst sind schon eine Stunde im Arbeitszimmer der gnädigen Frau. Ihre Militärpapiere haben den Herrn Oberst furchtbar aufgeregt und er besteht darauf, Sie heute noch zu sprechen."

„Was will er von mir," fragte jetzt Alfred mit beklommener Stimme und sah eine neue Gefahr vor sich auftauchen.

„Ich weiß nicht, gnädiger Herr, ich kann doch nicht horchen? — Wahrscheinlich ist es deshalb, weil Sie in der französischen Fremdenlegion gedient. Hertha und die gnädige Frau weinen und ringen die Hände und es ist gerade, als ob mit dem Herrn Oberst das Unglück ins Haus gekommen sei. — Er will Sie vom Platze aus arretieren lassen."

Wie vom Donner gerührt, sprang Alfred vom Bette herunter.

„Der Herr Oberst kommt nun doch," rief Franz jetzt aus und stürmte erregt nach der Thüre, „ich werde Licht machen müssen. Er kommt, trotzdem er weiß, daß mein junger Herr unwohl ist und schlafen möchte."

Sporentritte wurden auf dem Korridor vernehmbar, eine Thür wurde aufgerissen und wieder zugeschlagen und gleich darauf stieß eine kräftige Faust die Thüre zu Alfreds Schlafgemach auf.

Das Licht einer Petroleumlampe brach in das Dunkel des Zimmers herein und diese Lampe wurde von einem kräftig gebauten alten Soldaten gehalten, der ohne weiteres über die Schwelle trat.

Das Gesicht des Graukopfes war brandrot, die kleinen schwarzen Augen funkelten. Er ging, etwas vornübergebeugt wie ein im Sattel ergrauter Soldat, auf einen Tisch hinzu und stellte dort die Lampe klirrend nieder. Unter dem Arm trug er eine Rolle Papiere.

„Du kannst gehen," herrschte er den Diener Franz an, ohne den bleichen Alfred auch nur eines Blickes zu würdigen. Erst als Franz gegangen und die Thüre hinter diesem ins Schloß gefallen war, wandte sich der Oberst an den jungen Herrn.

Die Rolle unter dem Arm hervornehmend, fixierte er ihn, zuerst mit dem Ausdruck des Befremdens, wie wenn er an dem Neffen irre werden wollte, dann brach aus seinen kleinen Augen kalte, erbarmungslose Verachtung hervor.

Man sah, wie der Oberst nach Worten rang und wie es schwer in seiner Brust arbeitete. Im Halbkreis ging er um ihn herum, wie wenn er einen geeigneten Punkt zum Angriff suche.

Wie zur Bildsäule erstarrt stand Alfred da und rührte sich nicht. Plötzlich schleuderte der Oberst ihm die Papierrolle vor die Füße.

„Hier nimm sie zurück, die Zeichen Deiner Schande und Deiner Schmach," brach er nun los, „warum liegst Du nicht begraben bei Albersweiler? — Wir haben Dich beweint und haben Deinen Namen mit Stolz genannt, Du warst verzeichnet unter den Helden, die den Tod fürs Vaterland gestorben. Du gehörtest zu den jüngsten der Soldaten und das war Dein Ruhm. Feigling, Du hast uns alle betrogen, Deine Familie und das Vaterland! Verräter, aus Deinen Papieren geht klar hervor, daß Du davongelaufen, um dem Feind zu dienen, um die Waffen gegen die Deinen zu kehren. Welcher Satan war Dein Ohrenflüsterer, als Du zum verworfenen Deserteur wardst. Du antwortest nicht, Du Schande einer alten, ehrwürdigen Familie, die dem Vaterland schon zu alten Zeiten große Männer geschenkt? — Warum schossest Du Dir nicht eine Kugel durch den Kopf, damit man Dich hätte neben dem Weg verscharren können, ehe Du Dich über die Grenze gewagt? Du antwortest nicht, gut, das Kriegsgericht wird Dir antworten!"

Der Oberst riß sich die Uniform auf, es wurde ihm zu eng.

„Was hast Du zu Deiner Verteidigung zu sagen," fuhr er fort, „gieb mir eine Antwort, Ueberläufer! Betrachte Dich von diesem Augenblick an als Gefangener, als Arrestant! Ich will Dir, aus Rücksicht gegen Deine und unsre Familie einen Weg zeigen, der am Kriegsgericht vorüberführt, es ist der Weg ins Irrenhaus! Hast Du den Mut,

die Welt glauben zu machen, daß Du wahnsinnig warst, und es noch heute bist? Dann sollst Du die Gnade genießen, Dein verwirktes Dasein im Irrenhaus zu beschließen. Und noch immer hast Du nichts zu sagen?"

„Nein, ich habe nichts zu sagen," stammelte Alfred.

„Gut, so sprechen wir morgen weiter. Diese Nacht sei Dir als Galgenfrist gewährt, überlege es Dir mit dem Wege nach dem Irrenhaus. Du bist Gefangener, — mache keinen Versuch, zu entkommen, ich warne Dich. Leider kann ich das Haus nicht mit Soldaten umzingelt halten, aber ich werde auch ohnedies dafür sorgen, daß Du nicht entkommst. Gute Nacht!"

Mit dröhnenden Schritten stampfte er zur Thür hinaus und warf diese hinter sich ins Schloß.

Draußen stand Franz. Er hatte jedes Wort gehört, was der Oberst sprach und sein Gesicht war leichenblaß.

„Du stehst mir hier Posten," herrschte er diesen an, „ich werde inzwischen Leute auftreiben, die die ganze Nacht hindurch Thür und Fenster besetzt halten."

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Du hast das Zimmer des Gefangenen unter keinen Umständen zu betreten, jeder Wunsch des Deserteurs ist mir, ehe er erfüllt wird, zu melden."

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„In zehn Minuten bin ich wieder hier. Es wird sich ja Rat schaffen lassen, um jeden Fluchtversuch zu vereiteln."

Franz hörte, wie der alte Soldat unten im Vestibül mit dem Premierleutnant von Leuthold sprach, dann eilte Leuthold die Treppe hinauf. Mit verschränkten Armen kam er auf Franz zu, blickte diesen an, mit dem Ausdruck der Trauer, des edelsten und tiefsten Schmerzes, und sagte:

„Sie müssen es ja auch bezeugen können, Franz, daß Ihr junger Herr den Verstand verloren hat."

„Ich wüßte nicht, gnädiger Herr," stammelte dieser und die Augen wurden ihm trübe.

„Mein Gott," stöhnte Leuthold, „Deserteur, — Deserteur!"

So vergingen zehn Minuten. Da erschien der Oberst wieder auf dem Korridor der Beletage. Ihm auf dem Fuße folgten der alte Gärtner, ein junger Bursche, der Kutscher und die alte Marianne. Franz begriff sofort den Zweck des Erscheinens dieser Leute und jetzt erst sah er ein, wie bitter ernst die Lage seines jungen Herrn war.

Ob die alte Marianne die Absicht hat, dem gestrengen Oberst zu sagen, daß der junge Herr kein Sierland sei? Sie drängt sich immer wieder an ihn heran, aber die Worte wollen ihr nicht über die Lippen.

In diesem Augenblick kracht ein Schuß im Zimmer Alfreds. Dumpf schallt es auf den Korridor hinaus. Die Thür bebt, die Fenster klirren und die alte Marianne stößt einen Schrei aus.

Franz stürzt ins Zimmer, was frägt er jetzt noch nach dem Verbot des Obersten? — Der Sohn der Normand liegt mit durchschossenem Gehirn, mit zuckendem Körper auf dem Teppich am Boden. Die rauchende Waffe hält er noch in der Hand. Jetzt läßt er sie sinken und der Tod entführt ihn aus dieser Hölle, für die ihn seine Mutter erzogen und in die sie ihn gestoßen.

Franz kniet neben dem Verscheidenden nieder. Der alte Oberst steht auf der Schwelle und scheint zur Bildsäule geworden, Leuthold hat Thränen in den Augen.

Auf dem Tisch liegt ein frisch beschriebener Zettel. Der Oberst ermannt sich, nähert sich dem Tisch und greift nach dem Zettel.

„Ich bin kein Sierland," stand hier zu lesen, „Alfred von Sierland ist in Albersweiler geblieben und von Kaulmann in der Aepfelkammer verscharrt worden. Fragt meine Mutter Normand. Ach Hertha, lebe wohl, lebe wohl!"

Starr vor Staunen, ohne noch das begreifen zu können, was um ihn her vorging, stand der Oberst da. In diesem Moment drängte die alte Marianne Franz von der Leiche weg und rief:

„Weg von ihm, das ist kein Sierland!"

— — — — — — — — — — — —

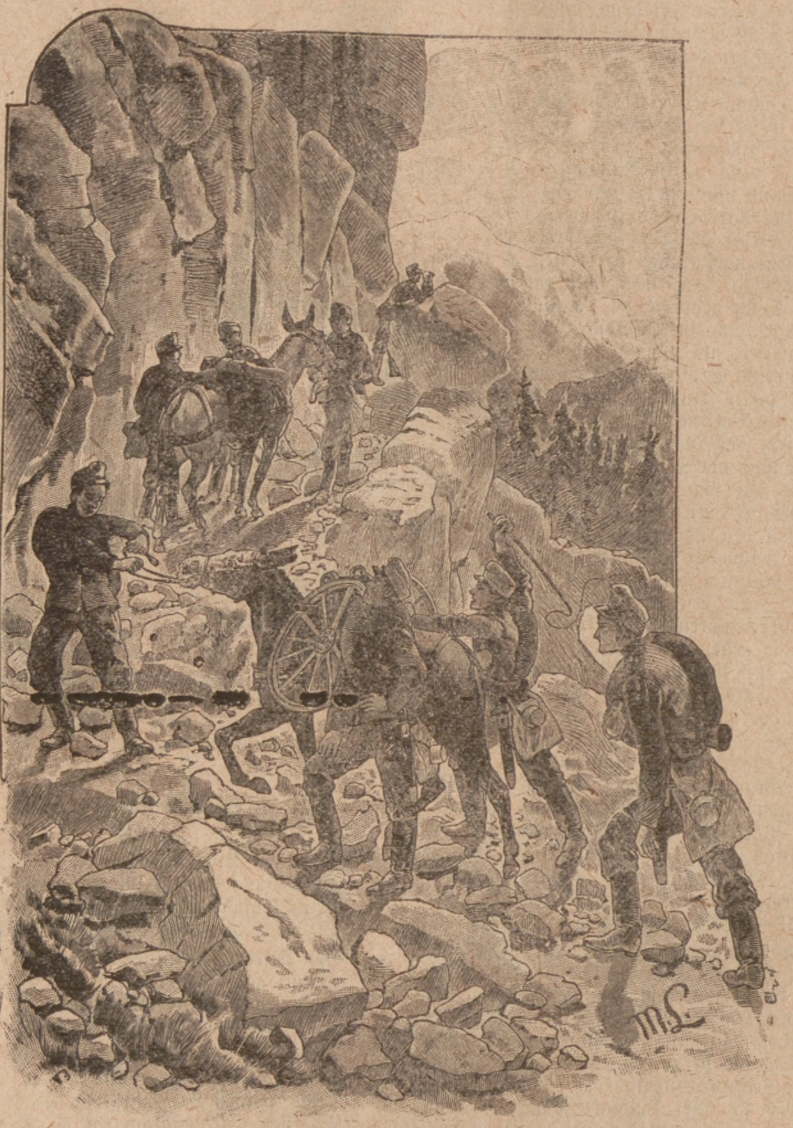
Es ist das Schicksal einer Soldatenfrau und wohl auch ihre Lust, mit dem Regiment von Garnison zu Garnison zu ziehen; durch nicht ungewöhnliche dienstliche Verhältnisse gezwungen, hat Hauptmann von Leuthold bereits zweimal seit der kurzen Zeit seiner Verheiratung die Garnison gewechselt.

Frau Hertha hat dieses Umherziehen viel Vergnügen gemacht und ihr kleiner Sohn hat sich dabei vortrefflich entwickelt.

Auch für die Freifrau, die sich innig an ihre Tochter geschlossen und die eine rührende Großmutterliebe ihrem Enkel entgegen bringt, war es ein wahres Glück, daß sie aus der dumpfen, verhängnisvollen Atmosphäre ihrer Villa in die frische, fröhliche Welt hinaus geführt wurde. Hier lernte sie das Leben von andrer Seite betrachten und mehr als einmal gestand sie ihrem Schwiegersohn, wenn sie den lachenden Enkel auf dem Arm trug, daß sie nie geglaubt, wie noch so viele Stunden des reinsten Glückes und des Friedens über sie kommen könnten.

Die Normand, Kaulmann und der unglückliche junge Mensch? —

Mein Gott, man spricht am besten nicht von ihnen. Den braven Bürger Frankreichs mag das Straßenpflaster von Paris verschlungen haben, die Normand ruft vielleicht jetzt das Mitleid guter Menschen vor den Kirchthüren des Südens wach, bis auch sie die Straße verschlingt. Alfred von Sierland aber, der junge Held, ruht vor Albersweiler unter dem gemeinsamen Hügel bei seinen Kameraden.



Oesterreichische Gebirgsbatterie im Aufstieg.

Die österreichische Artillerie, welche schon bei Königgrätz ihre ruhmvolle Bewunderung gefunden, ist fortwährend bestrebt gewesen, insbesondere in seinen Herbstübungen, praktisch zu arbeiten. Mit Sicherheit, Umsicht und kühnem Mut übersteigt sie die steilsten Gebirgsmassen, um Höhen zu erklettern, von wo herab ein etwaiger Feind anzugreifen und zu vernichten wäre. Unser Bild zeigt eine Gebirgsbatterie im Augenblick des Aufstiegs und der dabei notwendigen, oft sehr mühevollen Vorgänge.

Ernst und Scherz.

Die Geburtsstunde des Kaisers. Es war am 27. Januar 1858. Ein naßkalter Wind fegte durch die Linden, und wer es nicht nötig hatte, sich allzulange der unfreundlichen Witterung auszusetzen, flüchtete sich alsbald in die warme Stube. Indessen vor dem Palais des damaligen Prinzen Friedrich, staute sich eine große Menschenmenge, die erwartungsvoll zu den Fenstern des Palais empor sah. Der naßkalte Wind bemühte sich umsonst, schon seit der Mittagsstunde, die in tiefes Schweigen versunkene Menge auseinander zu treiben. Geheimnisvoll ging es im Palais zu. Dann und wann fuhr ein verschlossener Wagen auf der Rampe vor und zog geheimnisvoll wieder ab. Da, um dreiviertel drei Uhr nachmittags verbreitete sich die Nachricht, daß dem Prinzen soeben ein Sohn geboren sei. Kaum war die Menge von einer freudigen Bewegung ergriffen, als auf einmal eine ganz gewöhnliche Droschke dritter Güte, wie sie in dieser Ausgabe auf dem Straßenpflaster Berlins nicht mehr vorgefunden wird, sich einen Weg durch die hin und her wogende Menge zu bahnen suchte. Aber das war unmöglich, und darum verließ der Herr mit freudig glänzendem Gesicht den Wagen und nun erkannte man in ihm den Prinz-Regenten, unsern nachmaligen Kaiser Wilhelm I. Er wartete nicht erst ab, bis seine Equipage vorgefahren war, sondern sprang in die erste, beste Droschke, um so rasch wie möglich an die Wiege des neugeborenen Enkels zu gelangen. Gleich darauf erschien der Prinz-Regent mit seinem Sohne, dem jungen glücklichen Vater, einige hohe Damen und zuletzt auch Papa Wrangel auf dem Balkon und bestätigten durch Tücherschwenken die frohe Botschaft. Papa Wrangel aber trat an die Balkonbrüstung und rief zum Volke herab: „Kinderkens, es is mich een tüchtiger Rekrut!" „Garde?" fragte ein Schusterjunge hinauf. „Jawohl Garde! — Warte Junge, hier hast'n Sechser!"

Die neue Küchenwurzel. Vor uns liegt eine Druckschrift aus dem Jahre 1657, von dem hochverdienten Eltzholz verfaßt, die sich hauptsächlich mit der neuen Küchenwurzel beschäftigt, die Burckhardt Friedrich 1649 für 50 Gulden aus Holland kommen ließ, um sie in den Gärten der brandenburgischen Großen einzuführen. Von Anfang nannte man sie eine „Lustgartenpflanze", dann erst eine Küchenwurzel und zuletzt — „Kartoffel". Die Schrift behandelt zuerst den Anbau, dann die Aufbewahrung und giebt zuletzt über die Zubereitung der Kartoffel in der Küche folgende Aufklärung: „Man siedet die Kartoffeln in heißem Wasser recht mürbe, zieht ihnen dann die auswendige Haut ab, gießt dann Wein darüber, thut Muskatenblüten, Salz, Butter, Wachholderbeeren und etwas Pfeffer hinzu und läßt die „Tartuffeln" abermals kochen." Ob diese so zubereiteten Kartoffeln unsern heutigen Hausfrauen munden würden? — Aber auch Eltzholz ahnte damals, welch einen gewaltigen Einfluß die Kartoffel als Volksnahrungsmittel fast der ganzen Welt, gewinnen sollte.

Sein Ideal. Alfred de Musset schwärmte für eine hübsche Pariserin und besang ihren Leibreiz und Seelengröße in allen Tonarten. Alle diese herrlichen Lieder klagen von seiner tiefen, aber hoffnungslosen Liebe. Ströme von Thränen vergießt die entzückte Leserwelt über die Sehnsuchtsqualen, die nie gestillte Leidenschaft des berühmten Dichters. Eines Tages lernt ein Freund das vielbesungene Ideal des Dichters kennen. „Aber lieber Freund," ruft dieser verwundert aus, „das Mädchen ist doch für Dich nicht unerreichbar, — warum heiratest Du sie denn nicht?" „Unmöglich," erklärt de Mousset, „wie kann ich denn mein Ideal begraben, ich wäre ja ein ruinierter Dichter; für wen sollte ich denn nach der Hochzeit schwärmen?"

Jetzt wissen wir's. Gattin: „Wer brachte denn das Radeln auf, liebes Männchen?" Gatte: „Das war ein verrückt gewordener Scherenschleifer, der ging einst mit seiner Radkarre durch, und das machte ihm die ganze Welt nach!"

Schlimmer Zufall.



„Aber Männchen, Du bringst ja einen furchtbar geschwollenen Backen von der Reise mit! Saßest Du denn im Zuge?" — „Na und ob! Mitten zwischen zwei Bräuern, die schnarchten, daß mir der Hut vom Kopfe flog!"

Abdul Hamid II. Als der Sultan am 15. Ramazan, dem einzigen Tage, an welchem der Beherrscher der Gläubigen sein Palais Yildiz verläßt, um in dem alten Serail in Stambul die Ceremonie der Verehrung des Mantels des Propheten vorzunehmen, in seine Gemächer zurückkehrte, empfing er den deutschen Gesandten. Diesem gegenüber erging er sich in herben Klagen über sein Geschick. „Welch ein Leben muß ich führen," rief der Herrscher aus, „gegen das Ihres Kaisers, meines Freundes." Ich darf nicht wie er, meine Länder durchreisen, oder gar fremde Völker besuchen. Ich bin in meinen Palast festgebannt, in dem mich Falschheit und Verrat umschleicht. Nur einmal im Jahr darf ich meinen Palast verlassen, aber auch dann darf mein Volk mein Gesicht nicht sehen. Ich werde eskortiert in einer geschlossenen Kutsche, Soldaten und Polizisten sperren die Straßen ab — ein Heer von Gefängniswärtern trennt mich von meinem Volke, und keinem meiner Unterthanen darf ich in die Augen sehen. Bin ich nicht der bedauernswerteste und unglücklichste Fürst der Welt, der Gefangene seines Volkes?

Die bösen Mitesser. Bekanntlich bezeichnet man jene kleinen schwarzen Pünktchen, die auf der Haut und recht unangenehm im Gesicht auftreten, als Mitesser. Diese durchaus falsche Bezeichnung ist aus dem Mittelalter auf uns gekommen, wie Dr. Höfler in seinem interessanten Buche „Deutsches Krankheitsnamenbuch" nachweist. Man war damals und ist auch vielfach heute noch der irrtümlichen Meinung, daß diese Mitesser kleine Wurmgebilde seien, die mit ihrem schwarzen Kopf am Nahrungssaft unsers Körpers miteßen und besonders bei Kindern Abmagerung herbeiführen. Die Wissenschaft hat längst festgestellt, daß von kleinen Würmern hier nicht die Rede sein kann. Die sogenannten Mitesser entstehen dadurch, daß die Ausmündungsstellen einzelner Talgdrüsen der Haut durch Staub verstopft werden, sodaß sich die Absonderungsstoffe der Drüse nicht ausscheiden, sondern in dieser sich ansammeln müssen. Drückt man nun die Drüse aus, so entleert sich diese, entsprechend der Form des Ausführungsganges, als weißer geschlängelter Faden, welcher vorn eine schwarze Kuppe trägt. Dieser vermeintliche Kopf des Mitessers besteht nur aus eben diesen winzigen Staubteilchen, die von außen eingedrungen und die Drüse verstopft haben.

Der Streit um Kaisers Bart.

Es sitzen Hinz und Kunze —
Die Bowle dampft im Glas —
Zur Neujahrsnacht beisammen,
Erzählen dies und das.

Der Wirt „Zur stillen Klause"
Gönnt auch sich etwas Ruh,
Setzt sich zu Hinz und Kunze
Hört, was die schnaken, zu

Da spricht der Hinz — verwundert
Sieht ihn der Kunze an:
„Das zwanzigste Jahrhundert,
Es rückt jetzt langsam ran."

„Ei, lieber Freund," spricht Kunze,
Und spöttelt, „Ei, bewahr,
Das zwanzigste Jahrhundert
Begann schon vor'ges Jahr."

Der Streit nahm gar kein Ende,
Dem Wirt war's schon fatal.
„Ob's anfängt, ob begonnen,
Das bleibt sich ganz egal.

Als ob Ihr Tölpel ändert
Die Sache, 's ist zu dumm.
Laßt Professoren streiten,
Schert Ihr Euch nicht darum."

Da nahm der Hinz entschlossen
Sein Weinglas in die Hand —
Entsetzen packt die Gäste —
Und wirft es an die Wand.

Ein buntes Durcheinander
Entstand. Manch Gläschen schwirrt.
Bald lag der Kunze oben
Bald Hinz und bald der Wirt.

Doch als ermattet alle,
Die Glieder windelweich,
Da fanden alle dreie:
„Es bleibt sich wirklich gleich." i.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Weihnachtsrätsels:

Für die Lichter gelten die rechts und links in gleicher Höhe stehenden Buchstaben, ebenso die Aepfel. Die Zahlen bedeuten die entsprechenden Buchstaben der obenstehenden Schrift. Man liest erst die Lichter links oben, dann die Aepfel: **Allen Lesern eine fröhliche Weihnacht!**

des Diamanträtsels:

W
F e e
A s i e n
G e r h a r d
O s t i n d i e n
W e i h n a c h t e n
M a n i c h ä e r
W i l h e l m
A e t n a
R e h
n

des Buchstabenrätsels: **Lau, Blau, Laube, Laub.**

Verantwortl. Redacteur C. Fischer, Berlin-Charlottenburg.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.